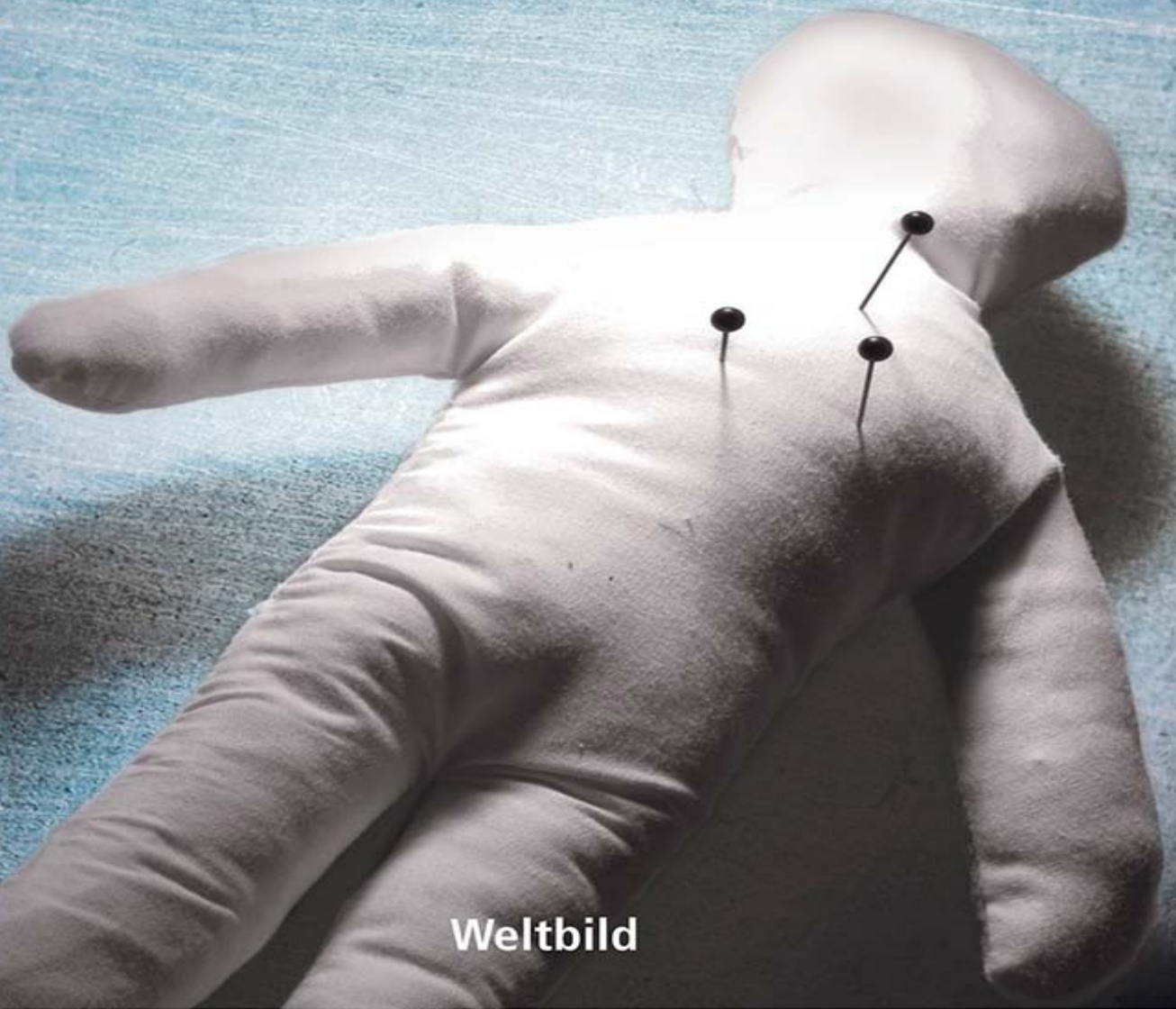


Anne Frasier

**TÖDliches  
ERWACHEN**



Weltbild

## Tödliches Erwachen

Mordopfer sind ein Fall für die Gerichtsmedizin. Aber was wäre, wenn ...? Was wäre, wenn der Mörder seine Opfer in einen täuschend echte Totenstarre versetzte, sie aber bei vollem Bewusstsein erhielte? Ein solcher Mörder geht um in Savannah, Georgia. Und Elise Sandburg, die Mordermittlerin, hat einen grauenhaften Verdacht, der sie tief in die Albträume ihrer eigenen Kindheit zurückführt.

»Eine Garantie für schlaflose Nächte!« Lisa Jackson

Anne Frasier

# Tödliches Erwachen

Roman

Deutsch von Ulrich Hoffmann

**Weltbild**

## Die Autorin

Anne Frasier hat ihren ersten Roman 1988 veröffentlicht und erobert seitdem regelmäßig die US-Bestsellerlisten. Ihre Bücher wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt, und sie hat eine ganze Reihe von Preisen erhalten. Die Autorin lebt mit ihrer Familie in Minnesota.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Play Dead bei Onyx, New York

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright der Originalausgabe © 2004 by Anne Frasier

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Ulrich Hoffmann

Redaktion: Hella Thorn

Covergestaltung: \*zeichenpool, München

Titelmotiv: C. Adler, plainpicture

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN: 978-3-95569-175-2

# Danksagung

Dank gilt meinem Bruder Pat, durch den ich die wunderschöne Stadt Savannah kennenlernte.

Ganz besonderer Dank gilt den großartigen Mitgliedern des SavannahNOW-Forums. Ihr habt mir gezeigt, dass die sprichwörtliche Südstaaten-Gastfreundlichkeit sogar im Cyberspace gilt.

Nachts träume ich.

Ich träume, mehr zu sein, als ich bin.

Stark zu sein. Ein geheimes Leben zu führen.

Und in diesem Leben vollbringe ich Taten.

Geheime Taten.

# 1

Der Leichenbeschauer Savannahs, John Casper, glaubte an das, was manche Wissenschaftler als Cluster-Effekt bezeichneten. Wenn man etwas fallen ließ – Samen, Blütenblätter, Karten – bildeten sich immer Grüppchen.

Genauso war es mit Leichen.

Die kamen nie eine nach der anderen, sondern immer haufenweise. Die letzte Lieferung war so umfassend gewesen, dass Ärzte und Assistenten rund um die Uhr Dienst taten, um dieses ungewöhnlich hohe Volumen abzuarbeiten, das ihre Kühlräume beinahe sprengte.

Als sie fast fertig waren, gingen die meisten Mitarbeiter nach Hause, sie klagten über Kopfschmerzen vom Schlafmangel, und dass sie zu viele Stunden lang den Formalindunst eingeatmet hatten.

Willy Claxton, der einzige verbliebene Assistent, stand nervös in der Tür des Hauptbüros, direkt neben den Obduktionssälen.

»Ein Sturm kommt über den Atlantik«, erklärte er. »Das haben sie im Radio gesagt.«

John schob die Unterlagen beiseite und lehnte sich zurück; sein Stuhl quietschte. »Warum gehst du nicht nach Hause?« Selbst in der Isolation des Leichenschauhauses spürte er im Kopf die Schwere, die dramatischen Stürzen des Barometers voranging. »Bevor der Sturm losbricht.«

»Und was ist mit der letzten Leiche?«

John blätterte die Akte des Toten durch. »Ziemlich übersichtlich. Sieht aus wie ein Herzinfarkt.«

Er erhob und reckte sich. Er war seit über zwölf Stunden hier. Seine Gelenke schmerzten, seine Haut prickelte und spannte sich, er hatte zu wenig geschlafen. »Hilf mir, ihn auf den Tisch zu wuchten, dann kannst du los.«

Willy schob die Leiche aus dem Kühlraum heraus, hinein in den Obduktionssaal. Dort roch es nach Desinfektionsmittel. Er arretierte die Räder, dann hieften die beiden Männer die Leiche von der fahrbaren Krankentrage auf den Edeltahlstisch. John fiel auf, dass der Reißverschluss des Leichensacks nicht ganz zugezogen war – er stand vielleicht fünf Zentimeter offen.

»Danke, Mann«, sagte Willy, zog seine Handschuhe aus und warf sie in den entsprechenden Sammelbehälter. »Ich muss nach Hause. Meine Frau hat Angst bei Gewitter.«

John nickte. Er ließ den Mann sein Gesicht wahren. Alle wussten, dass es Willy unangenehm war, wenn es dunkel wurde. Es ging vielen Leuten so, selbst einigen der anderen Leichenbeschauer. John fand es interessant, dass die Neuzeitmenschen immer noch an uralten Ängsten litten, die aus einer Zeit stammten, in der Menschen im Freien lebten und die Dunkelheit eine echte Gefahr darstellte. Heutzutage war es nicht die Dunkelheit, die einen bedrohte – es waren die Wesen dort draußen. Wer im Leichenschauhaus arbeitete, lernte diese Lektion unweigerlich. Die Morde hatten sich



dieses Jahr verdoppelt. Die ganze Stadt fühlte sich unsicher, wie Willy. Als der Weg war, schlüpfte John in einen Kittel, zog seine Maske, Schutzbrille und Latexhandschuhe über, dann schaltete er die Musik an. Man brauchte einfach Obduktionsmusik.

Er öffnete den Reißverschluss und lehnte sich zurück, denn er wartete darauf, dass der Geruch aufstieg.

Nichts.

Manche Leichen stanken nicht. Andererseits, wenn man so lange mit Toten arbeitete wie John, dann bemerkte man es auch nicht mehr. Das Hirn entschied letztendlich: Hey, das habe ich schon mal gerochen. Schon oft. Kein Grund zur Beunruhigung.

Er sprach in sein Diktafon: »Name des Toten: Truman Harrison. Kein zweiter Vorname. Die Leiche ist die eines einundfünfzigjährigen Afroamerikaners mit einer Vorgeschichte an Herzerkrankungen.«

Er fotografierte die Leiche, dann entkleidete er sie und steckte die Kleidungsstücke in Tüten – nicht ganz einfach, ohne Unterstützung. Er untersuchte den Toten von außen und stellte überrascht fest, dass er keine Anzeichen von Leichenflecken oder Leichenstarre finden konnte. Der Kerl konnte noch nicht lange tot gewesen sein, bevor man ihn auf Eis gelegt hatte. Und er hatte wie der Teufel an den Fingernägeln gekaut, fiel John auf, als er eine der Hände hob, um sie genauer zu betrachten.

Draußen wütete der Sturm, aber im Obduktionssaal, im Herzen des Leichenschauhauses, war es still. John hatte das Unwetter beinahe vergessen, bis der unverkennbare Klang von Donner durch die dicken Wände drang und die Gläser auf einem nahen Regal klapperten. Es wurde dunkel im Saal. Sekunden später griffen die Notfallgeneratoren, und das Licht erwachte flackernd wieder zum Leben.

Alles unter Kontrolle.

John fuhr mit der Obduktion fort. Er schob einen Gummiklotz unter den Hals des Kadavers, dann setzte er das Skalpell für den Y-Schnitt an. Er begann an der rechten Schulter, unterhalb des Schulterblattes. Nachdem er ein paar Zentimeter weit vorangekommen war, stieß die Leiche einen langen Seufzer aus.

Das Skalpell glitt John aus den Fingern und fiel klappernd auf den Edelstahl-Untersuchungstisch. Er starrte dem toten Mann ins Gesicht, suchte nach Lebenszeichen.

In einer verwesenden Leiche bildet sich schnell Gas, daher war es nicht ungewöhnlich, dass man den Eindruck bekam, als würde ein Toter ausatmen. Manche Leichen bewegten sich sogar, wenn das Gas durch den Körper gurgelte und nach einem Ausweg suchte.

»Meine Güte.« John lachte nervös.

Er nahm das Skalpell wieder auf und hob die Hand, um fortzufahren. Er zitterte. »Scheiße. Wie albern. Beruhige dich. Es war nur ein bisschen Gas, das ist alles.«

Zu spät fiel ihm das Diktafon wieder ein. Mit seinem überschuhbedeckten Fuß schaltete er es mithilfe der Fernbedienung aus, dann stand er da und atmete schwer. Die Absaugvorrichtung summete.

Er warf das Skalpell auf sein Tablett mit Instrumenten, dann griff er nach dem Handgelenk des Toten und tastete nach einem Puls.

Nichts.

Er tastete nach der Halsschlagader.

Nichts. Er zog eine kleine Taschenlampe hervor und untersuchte die Pupillen. Keine Reaktion. Kein Reflex. Keine Augenbewegung.

Er drehte den Kopf von einer Seite zur anderen.

»Leichte Hautverfärbung.«

Weil das Blut aufhörte zu fließen – ein ziemlich sicheres Anzeichen des Todes. Die Lippen waren lila angelaufen. Finger und Nägel ebenfalls.

Er rollte die Leiche von einer Seite zur anderen, er überprüfte den Rücken und die Pobacken. »Keine Leichenflecken.«

Er ließ den Toten wieder in die vorige Position zurücksinken.

In einem kleinen Lagerraum nebenan wühlte er sich durch die Schränke, bis er ein Stethoskop fand.

Zurück im Obduktionssaal, fühlte er sich zwar albern und war froh, dass niemand anders da war, schaltete aber die Abluft aus und drückte das Stethoskop dem Toten auf die Brust.

War da etwas zu hören?

Ein leises Geräusch?

Ein zartes lub ... lub?

Oder war das nur sein eigener Herzschlag, der wie wild durch seinen Kopf hallte?

Er zog das Stethoskop aus den Ohren, dann machte er sich wieder auf die Suche, und schließlich fand er, was er wollte.

Einen Spiegel. Rund, zwanzig Zentimeter Durchmesser.

Mit einem Papiertuch rieb er ihn sauber, achtete darauf, dass keine Fingerabdrücke oder andere Reste auf dem Glas blieben. Dann hielt er ihn dem toten Mann vor Mund und Nase.

Primitiv, aber hilfreich.

Er schaute auf die Uhr und wartete eine ganze Minute, bevor er den Spiegel wieder hob.

Auf der Oberfläche war eine leichte Kondenswolke zu sehen – die sich langsam zurückbildete, während John sie entsetzt und ungläubig anstarrte.

Das durfte nicht wahr sein.

Nicht schon wieder.

## 2

In Savannahs Historic District nahm Elise Sandburg Orangensaft und Milch aus dem dunklen Kühlschrank, während die Blitze zuckten und der Donner die Scheiben ihres alten viktorianischen Hauses scheppern ließ.

»Ich wollte eigentlich French Toast machen.« Sie stieß die Kühlschranktür mit dem Ellenbogen zu und stellte die Getränke auf den antiken Tisch, auf dem eine Hurrikan-Kerze vor ihrer dreizehnjährigen Tochter brannte.

Audrey starrte benommen geradeaus, ihr schulterlanges, lockiges, kastanienbraunes Haar noch verknotet vom Schlaf.

»Aber ich schätze, wir müssen mit kalten Frühstücksflocken auskommen«, sagte ihre Mutter. »Ein Verteilerzentrum wurde vom Blitz getroffen, das heißt, dass wir möglicherweise bis morgen keinen Strom haben.«

Audrey war das egal. Morgen wäre sie wieder zu Hause. In ihrem richtigen Zuhause. Und French Toast hätte sowieso nicht plötzlich alles in Ordnung gebracht. Warum glaubte ihre Mutter so etwas? Sie war doch kein kleines Kind mehr. French Toast würde es nicht besser machen, bei ihrer Mutter bleiben zu müssen.

Sie wollte nach Hause, zu ihrem Dad, in ihr eigenes Zimmer, ihr eigenes Bett, zu ihren Freunden. Nicht hierher, wo alles komisch war, selbst wenn man Strom hatte.

Vor Jahren hatte Elise – Audrey nannte ihre Mutter Elise, zumindest im Geiste – angefangen, die Bude zu renovieren, sie hatte sich über die Zimmer hergemacht, hatte die Wände bis auf die stinkigen alten Planken freigelegt. Sie hatte fleckige Tapeten abgerissen und Löcher vorgefunden, die groß genug waren, dass man durchkriechen konnte.

Aber dann hatte sie eines Tages einfach damit aufgehört.

Die Böden quietschten immer noch, und Türen gingen von alleine auf. Ihre Mutter – Elise – gab der Schwerkraft die Schuld, sie sagte, das Gebäude hätte sich gesetzt, die Türen hingen jetzt schief. Aber dadurch fühlte sich Audrey auch nicht besser, wenn sich hinter ihr einfach eine Tür öffnete.

Elise kam jetzt zu ihr herüber, mit gestapelten Schalen in einer Hand, einer Schachtel Frühstücksflocken in der anderen, und noch einer unter den Arm geklemmt. Sie trug ein altes, graues Savannah-Police-Department-T-Shirt und eine Flanell-Pyjama-Hose. Keinen BH.

Ihr kinnlanges Haar war glatt und dunkel; durch ihre Augen zogen sich merkwürdige Linien. »Das ist nett, oder?«, fragte Elise und setzte sich an den Tisch. Nett?

Sweet Kitty!

Audrey dachte sich gerne Sprüche aus. Sweet Kitty war der neueste, und ein großer Hit in der Schule. Sie hoffte, dass sie eines Tages den Fernseher einschaltete und irgendjemand einen der coolen Sprüche sagen hörte, die sie erfunden hatte. Vielleicht würde sie eines Tages den Fernseher anschalten, und David Letterman rief: »Sweet Kitty!«

Audrey goss sich ein wenig Saft ein, dann griff sie nach einer Schachtel mit Frühstücksflocken.

»Ich hab von einem Mädchen gelesen, das seinen Namen hat ändern lassen«, sagte Audrey und verschüttete Frühstücksflocken auf dem Tisch. »Sie hat gesagt, es ging ganz einfach.« Sie goss Milch in ihre Schale und griff nach einem Löffel.

»Möchtest du deinen Namen ändern?«

Audrey zuckte mit den Achseln und versuchte desinteressiert auszusehen, obwohl ihr Herz wie rasend schlug. »Ich hab darüber nachgedacht.«

»Manche Völker glauben, alle Kinder sollten sich selbst Namen geben können«, sagte Elise. »Ich fand das immer toll, außer dass ein Kind dann viele Jahre lang keinen Namen hat. Oder mit seinem ersten Wort angesprochen wird und das ist wahrscheinlich Mama oder Dada oder ein Lieblingsspielzeug oder -essen.«

Audrey hätte wissen müssen, dass Elise die Idee sogar gefallen würde. Ihr Dad war ausgerastet, als sie ihm davon erzählt hatte.

»Hast du irgendwas im Kopf?«, fragte Elise mit vollem Mund.

»Ich mag Bianca. Und Chelsea. Und Courtney.«

Elise dachte darüber nach. »Das sind schöne Namen.« Sie nickte.

»Was hältst du von Savannah?«, fragte Audrey. »Dann wäre ich Savannah aus Savannah.«

Elise beugte sich vor und stützte ihre Unterarme auf den Rand des Tisches. »Wie wäre es mit Georgia aus Georgia?«

Das lief gar nicht so, wie es sollte. Aber so war das eben mit Elise. Audrey war auf einen Streit vorbereitet gewesen. Sie hatte sich im Grunde auf einen Streit gefreut. Kümmerte es Elise gar nicht, wie ihre Tochter hieß?

»In der Schule haben wir unsere Namen nachgeschlagen, um herauszufinden, was sie bedeuten, weißt du.« Audrey runzelte die Stirn. Sie war verwirrt und genervt. »Meiner bedeutet Adel.«

Elise legte ihren Löffel weg. »Nein, nicht Adel. Edle Stärke.«

»Wie auch immer, wer hat sich den Namen ausgedacht?« Ganz bestimmt nicht ihr Vater. Auf keinen Fall konnte es ihr Vater gewesen sein.

»Ich. Aber dein Vater fand ihn auch ganz toll.«

Das Telefon klingelte.

Elise griff nach dem schnurlosen Apparat, dann fiel ihr wieder ein, dass der Strom ausgefallen war, und sie lief durch den Flur in Richtung des Festnetztelefons.

Hasste Audrey sie wirklich?

Oder benahm sie sich vollkommen altersgemäß? Wie verhielt sich eine typische Dreizehnjährige?

Dreizehn war ein schreckliches Alter. Das einzig schlimmere war vierzehn, und das würde Audrey in sieben Monaten sein. Elise hatte ihre erste Zigarette mit elf geraucht. Dreizehnjährige nahmen Drogen. Hatten Sex. Kriegten Babys.

Sie hasst ihren Namen.

Was war nicht in Ordnung mit dem Namen Audrey? Vielleicht hätte Elise ihn jetzt nicht noch einmal ausgesucht, aber sie war achtzehn gewesen, als ihre Tochter zur Welt gekommen war, und sie hatte den Namen verdammt klasse gefunden.

Am Telefon war Majorin Coretta Hoffman, die Leiterin der Mordkommission. »Ich möchte, dass Sie und Detective Gould zum Leichenschauhaus fahren, bevor Sie heute Morgen zum Dienst kommen«, sagte ihre Chefin. »Es ist schon wieder eine Leiche zum Leben erwacht.«

Zum Leben erwacht.

Die Härchen in Elises Nacken richteten sich auf.

Zwei »Auferstehungen« in einem Monat. Die Erste war ein Versehen gewesen, eine Fehldiagnose in der Notaufnahme; die unglückselige Patientin war eine Prostituierte mit einer Überdosis gewesen, vorbestraft, die im Leichenschauhaus wieder zu sich gekommen war.

Sie hatte davon gehört. Gelesen.

Nicht alle wussten es, aber manchmal wurden Menschen für tot erklärt, die es noch gar nicht waren. Darüber dachten die Leute nicht gern nach, aber so etwas passierte.

Aber zwei Mal? In einem Monat?

Gab es eine Verbindung zwischen den beiden?

Oder war es nur ein ausgesprochen merkwürdiger Zufall?

»Ich fahre los, sobald ich kann.« Elise legte auf und ging zurück in die Küche.

»David Gould?«, fragte Audrey.

»Major Hoffman.«

»Oh!« Audrey wirkte enttäuscht. »Ich mag deinen neuen Partner.«

»Hmm«, sagte Elise. Da war Audrey definitiv Teil einer Minderheit. »Was findest du denn so toll an ihm?«

»Er behandelt mich nicht wie ein kleines Kind. Und er stellt keine blöden Fragen wie: ›Wie läuft's in der Schule?‹ oder: ›Woher hast du deine lockigen Haare?‹ Er wirkt eigentlich überhaupt nicht wie ein Polizist.« Sie dachte einen Augenblick nach, dann setzte sie hinzu: »Er wirkt eigentlich gar nicht wie ein Erwachsener.«

Unglücklicherweise musste Elise ihr da recht geben.

Elise hatte vorgehabt, im Frühjahr und Sommer mehr Zeit mit Audrey zu verbringen. Deshalb hatte sie auch gehofft, ihr würde ein engagierter neuer Partner zugeteilt werden. Einer, der richtig wild darauf war, die Ärmel hochzukrempeln und anzupacken, was dringend nötig war.

Ausgeträumt.

Ihr neuer Partner schien kaum in der Lage zu sein, seinen eigenen Papierkram zu erledigen, ganz zu schweigen davon, Elise mit dem Rückstau an Berichten, Ablage und alten Fällen zu helfen.

David Gould war ein FBI-Agent gewesen, behauptete aber, dass er nach einem weniger stressigen Job gesucht hatte. Übersetzung: einem einfacheren Job.

Sie war zwar nicht so eine Tratschtante wie viele andere bei der Polizei, aber sie

wusste gern, mit wem sie es zu tun hatte. Über Gould hatte sie jedoch bloß in Erfahrung bringen können, dass er aus Cleveland, Ohio, wo er auch nicht so lange gewesen war, hierher gekommen war.

Und sie begann den Verdacht zu hegen, dass man dort froh war, ihn los zu sein.

### 3

David Gould war fünf Meilen gejoggt und hatte noch fünf vor sich, als sein Pager zu piepen begann. Er sah nicht nach.

Als er loslief, waren die Straßen noch dunkel und verlassen gewesen, der Morgennebel klammerte sich an die ausufernden Rasenflächen und die dicht bewachsenen Bereiche. Jetzt war es hell. Der Sturm war weitergezogen nach Atlanta, die Autos stauten sich wie immer. Die Bürgersteige waren voll mit abgerissenen Blättern und zerdrückten Blüten. An ein paar Stellen hatte er umgestürzte Bäume gesehen.

Was für ein Sturm.

Er hätte wahrscheinlich mit seinem Handy joggen sollen, aber das wäre unangenehm gewesen. Außerdem war doch der Sinn des Laufens, allem für eine Weile zu entkommen. In dieser Zeit bekam er den Kopf frei und ließ sich in einen halb hypnotischen Zustand fallen, eingelullt durch das rhythmische Klatschen seiner Laufschuhe.

Sein Tempo war gleichmäßig; das Einzige, was sich veränderte, war die Intensität des Auftreffens seiner Füße auf den Boden, je nachdem, über welche Oberfläche er lief. Das sanfte, hohle Klopfen von Erde wurde unterbrochen durch das solidere Geräusch auf Asphalt, welches dann Zement und schließlich knirschendem Kies wich.

Kies mochte er am wenigsten, weil der Klang so unsauber war.

Er hatte den Kopf immer voll mit irgendwelchem Krempel, der nichts brachte, außer ihn zu verwirren und seine Gedankengänge zu verkomplizieren. Zu laufen half. Laufen war für ihn das Äquivalent dazu, die Festplatte zu defragmentieren. Am Abend fühlte er sich normalerweise ziemlich okay, eigentlich sogar ganz gut, aber mit jedem Morgen kam eine neue Welle der Unordnung und damit der verzweifelte Drang, sich zu reinigen.

David war durch den Forsyth Park gelaufen, vorbei an dem Brunnen mit den prustenden Meermenschen und an dem Typen, der Erlösung versprach. Eine obdachlose Frau kroch unter einer blühenden Magnolie hervor, wo sie sich in der Nacht verkrochen hatte. Etliche Leute, die er nicht kannte, wünschten ihm einen guten Morgen.

Alle waren so verdammt freundlich hier. Das nervte ihn total.

Bislang hatte David nicht jenes Savannah erlebt, das John Berendt beschrieben hatte. David Goulds Savannah war ein düsterer Ort, der eher geprägt war vom Leben auf der Straße als vom Leben in einer millionenteuren Villa. Nicht, dass Savannah nicht einer der schönsten Orte gewesen wäre, die er je gesehen hatte, denn das war es. Die Schönheit und Einzigartigkeit der Stadt standen in direkter Beziehung zu den zweiundzwanzig Straßenblöcken, die auf die Grundidee von James Oglethorpe hin entstanden waren. Zwei- und dreistöckige historische Häuser, mit ihren elegant geschwungenen Aufgangstreppe, die hinunterführten zu fleckigen Bürgersteigen und Ziegelstraßen, umgaben den stillen, behüteten Stadtpark, der überwuchert war von Spanischem Moos.

Im Gegensatz zu dieser Schönheit standen die Dunkelheit und das Geheimnis, welche die Südstaatenstadt schier durchtränkten. Ein unehrliches Utopia, das gleichzeitig verlockte und abstieß.

Wann hatte diese Dunkelheit sich auszubreiten begonnen?, fragte sich David. Vor dem Bürgerkrieg? Vor Sherman? Oder war Shermans Besuch der Anfang gewesen?

Wo auch immer sie herkam, die Dunkelheit tauchte die Stadt in eine eigenartige Atmosphäre, die David nicht genau benennen konnte. Er kam sich ein bisschen vor wie in einer Folge von Twilight Zone. Er hoffte nur, dass Rod Serling endlich hinter einem der Häuser hervorträte und ihm alles erklärte ...

Die Sonne stand noch nicht lange am Himmel, aber es wurde schon schwül. Und das Ungeziefer kam.

So war der Frühling hier. Man kriegte Grippe. Es schimmelte. Das Holz verrottete. Großschaben. Das waren im Grunde riesige, fliegende Kakerlaken. Wenn man ehrlich war. Und die Ratten.

Mein Gott, die Ratten. Die Stadt war voll von ihnen. Seine Partnerin hatte ihm versichert, dass es nicht immer so war, dass nur der viele Regen und die Abbruch- und Bauarbeiten die Nagetiere in einige der angesehensten Restaurants der Stadt getrieben hatten.

Man konnte sie nicht vergiften. Dann verreckten sie zwischen den Wänden, und wäre das nicht eine ekelhafte Stinkerei? Ein paar Restaurantbesitzer hatten begonnen, die ganze Nacht mit ihren .22er Gewehren zu wachen und die Biester abzuschießen, wenn sie auftauchten.

Wenn die Türen sich schlossen, sammelten sich die Leute vor den verdunkelten Fenstern der Restaurants in Savannah und schauten zu, wie die Ratten zum Spielen hervorkamen. Sie sahen sie über die Tische huschen, Salz- und Pfefferstreuer umstoßen, ihre Augen schimmerten. Aber andererseits mussten die Leute sich eben irgendwie amüsieren. Im Kino hier gab es selten etwas Anständiges zu sehen, und die Musikszene ... na ja, es gab eigentlich keine, es sei denn, man zählte die Blues-/Jazz-Bands, die im Grunde eher das Äquivalent von kostenlosen Chicken Wings waren, dazu.

Der Frühling und das wärmere Wetter hatten auch Morde mit sich gebracht. Die Stadt hatte bereits den Rekord vom letzten Jahr gebrochen, wobei damit niemand angeben wollte. Na ja, manche Leute vielleicht schon.

An der Kreuzung Abercorn/Gordon hielt David an und überprüfte seinen Pager. E. Sandburg, genau wie er vermutet hatte. Sie hatte eine Nachricht hinterlassen: »Triff mich im Leichenschauhaus.«

Na toll.

Er joggte nach Hause, vorbei an einem Grüppchen junger Mädchen, die seilsprangen und einen Vers aufsagten, der ihn daran erinnerte, wo er war:

Frau mit schwarzem Schleier

Babys in dem Bett

Küsst sie auf die Stirne

Jetzt sind beide weg.

Rotes Kreuz auf Grabstein

Schwarzes Kreuz auf Mund



Silberdollar-Augen  
Mama ist der Grund.

Seine Wohnung befand sich im dritten Stock eines Hauses namens Mary of the Angels. Darin hatten einmal die Waisenkinder einer Gelbfieberepidemie gehaust, die Savannah 1854 heimgesucht hatte. Danach war es ein Hospiz für tuberkulöse Patienten gewesen, zu einer Zeit, in der TB ein Todesurteil war.

»Oh, David. Das ist ja entsetzlich«, hatte seine Schwester gestöhnt, als sie auf einer Geschäftsreise zu Besuch kam. »War das die einzige Wohnung, die du finden konntest?«  
»Es war die erste.«

Jetzt schloss er seine Tür auf und trat hinein; seine Siamkatze sagte Hallo, umkreiste seine Beine und miaute.

Isobel war die Katze seiner Frau gewesen. Sie würde seine Ex-Frau sein, wenn die Anwälte sich endlich mal in Bewegung setzten und den Papierkram fertig kriegten. Beth hatte ihn angefleht, sich um Isobel zu kümmern, während sie ihr Leben in der Todeszelle verbrachte.

Siamesen waren angeblich unabhängige Wesen, aber Isobel war eine der bedürftigsten verfluchten Katzen, die David je gesehen hatte. Aber vielleicht waren die traumatischen Ereignisse des letzten Jahres auch für sie schlimm gewesen. Vielleicht brauchte sie einen Therapeuten. Einen Kätzchenseelenklempner.

David duschte, zog sich eine graue Hose und ein weißes Hemd an. Schulterholster und Waffe. Er bevorzugte eine 40-Kaliber Smith & Wesson. Er mochte das Gewicht, die Genauigkeit, und wie sie sich kompakt an seinen Körper schmiegte.

Er zog ein Jackett an, das zu seiner Hose passte.

Er war seit drei Monaten in Savannah und hatte immer noch das Gefühl, als lebte er das Leben von irgendjemand anderem. Während er die Tage durchstand, schien ihn nichts sonderlich zu berühren – nichts fühlte sich wirklich an. Es war nicht bloß Savannah. Seit langer Zeit fühlte sich alles unwirklich an.

So war das, wenn man Antidepressiva nahm.

Schlüssel.

Marke.

Handschellen.

Und dann waren da die Idioten in der Zentrale, die es ihm seit seinem ersten Tag in ihrer lebenswerten Stadt schwer machten. Vor allem zwei Detectives, die David mit verschiedenen Spitznamen bedachte, je nach Laune.

Starsky und Hutch.

Cagney und Lacey.

Crockett und Tubbs.

Tom und Jerry.

Sie hatten den Streit angefangen.

Was hatten sie eigentlich genau gegen ihn?

Er war aus Ohio.

Übersetzung: aus dem Norden. Dem großen, bösen Norden, wo all die nervtötenden, unhöflichen Yankees wohnten.

Ganz offensichtlich war der Bürgerkrieg immer noch im Gange.

Im Süden hatten sie das Memo einfach nicht gekriegt, auf dem stand, dass er vorbei war.

Scheiß drauf. Es sollte ihn kümmern, tat es aber nicht.

David wusste, dass sein Desinteresse inakzeptabel war, er wusste, dass er sich einen Therapeuten vor Ort suchen sollte, aber er konnte einfach nicht genug Enthusiasmus aufbringen, um das auch umzusetzen. Außerdem hatten ihn die FBI-Psychologen durchgecheckt und erklärt, dass mit ihm alles in Ordnung wäre. Warum sollte er es anders sehen?

Jeder hatte seine Probleme.

Jeder war ein bisschen verrückt.